Zeitschrift: Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung
Herausgeber: Rosa
Band: - (2009)
Heft: 39

Artikel: Wissenschaft, die Grenzen schafft
Autor: Schumacher, Christina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-631674

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wissenschaft, die Grenzen schafft

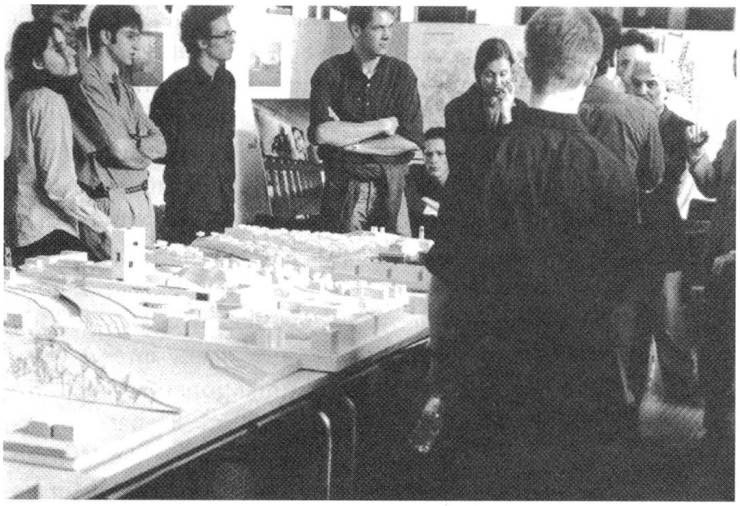
von Christina Schumacher

Obschon formale Grenzen auf praktisch allen gesellschaftlichen und politischen Ebenen mehr und mehr abgebaut werden, beweisen informelle Grenzziehungen eine erstaunliche Persistenz. Die Beharrlichkeit dieser Grenzen ist dann sozial folgenreich, wenn sie Ungleichheit erzeugen. In welcher Form und unter welchen Bedingungen kann in einer modernen, funktional differenzierten Gesellschaft Geschlecht zum Ansatzpunkt für ungleichheitsrelevante Grenzziehungsprozesse – und entsprechende Ausgrenzungen – werden? Eine wissenschafts- und geschlechtersoziologische Studie ging dieser Frage anhand eines Vergleichs unterschiedlicher Disziplinen nach.[1]

Ausgangspunkt unserer Überlegungen waren die Grenzziehungsprozesse der Wissenschaft – die Verfahren und Rituale, mit denen sich die Wissenschaft gegen aussen abgrenzt, und die Prozesse, mit denen sie interne Demarkationslinien aufbaut und stabilisiert. Die internen Grenzen sind vielfältiger Art, sie reichen von disziplinären über positionalen bis hin zu geschlechtlichen Differenzierungen. Zusammen bilden sie ein komplexes Gewebe von Unterscheidungen, die sich teilweise überschneiden und teilweise verstärken. Die entscheidende Grenze ist aber jene, die die Wissenschaft von anderen Funktionssystemen trennt. Sie definiert, was Wissenschaft ist und steckt den Rahmen ab, auf den sich interne Differenzierungsprozesse beziehen.

Geschlechtsneutrale Wissenschaft?

Wissen wird zwar überall produziert – in anderen Funktionssystemen oder auch «au trottoir» – aber nur als Wissenschaft erhebt es den Anspruch, objektives, von persönlichen Interessen und subjektiven Einschätzungen gereinigtes Wissen zu sein. Wie Robert Merton in seinem berühmten Aufsatz zur normativen Struktur der Wissenschaft ausgeführt hat, sind es vor allem die sozialen



Nur drei Prozent der Architektur-Professuren sind mit Frauen besetzt

Konventionen, Behauptungen nicht blindlings zu akzeptieren (Skeptizismus) und Wissensansprüche nach unpersönlichen Kriterien zu beurteilen (Universalismus), die garantieren, dass wissenschaftliches Wissen weniger als anderes Wissen durch persönliche und soziale Faktoren verzerrt ist.

Die Institutionalisierung des Prinzips, Wissen ausschliesslich nach Sachgesichtspunkten zu beurteilen und von den persönlichen Merkmalen der Wissensproduzierenden zu abstrahieren, hat zur Folge, dass Zuschreibungen aufgrund von Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit oder sozialer Herkunft in der Wissenschaft noch illegitimer sind als in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Auch in der Wissenschaft werden Personen zwar nach ihrer Geschlechtszugehörigkeit unterschieden, doch darf die geschlechtliche Kategorisierung nicht als Anschlusspunkt für weitere soziale Differenzierungen genutzt werden. Im Selbstverständnis der modernen Wissenschaft ist das Geschlecht ein Unterschied, der keinen Unterschied macht. Aber ist das wirklich so?

Die feministische Wissenschaftskritik bezieht hier eine deutliche Gegenposition. Aus ihrer Sicht ist die Geschlechterdifferenz ein Prinzip, das der sozialen und epistemischen Struktur der Wissenschaft von Beginn an eingeschrieben ist. Was als Grundvoraussetzung wissenschaftlicher Objektivität gilt – Entpersonalisierung, Selbstkontrolle und Rationalität – ist in hohem Masse mit Männlichkeit assoziiert. Empirische Studien zeigen, dass die in der Wissenschaft institutionalisierten, sozialen und methodischen Regeln keineswegs uneingeschränkt «geschlechtliche Indifferenz» erzeugen. Die Norm der Sachrationalität scheint partiell durch Mechanismen konterkariert zu

werden, die an zugeschriebenen Merkmalen (wie beispielsweise der Hautfarbe oder dem Geschlecht) ansetzen. Allerdings ist die Diskrepanz zwischen wissenschaftlichem Anspruch und partikularistischer Praxis kein einheitliches Phänomen über sämtliche Wissenschaften hinweg, sondern stellt sich in verschiedenen Disziplinen unterschiedlich dar. Denn Wissenschaft ist kein homogenes Gebilde. Sie besteht aus einer Vielzahl disziplinärer Kulturen, die sich teilweise massiv unterscheiden, was ihre epistemischen Praktiken, ihre Arbeitsorganisation, ihre Kommunikationsform und ihre kulturelle Codierung anbelangt. Es ist folglich eine offene Frage, welche Merkmale die Wissenschaft insgesamt betreffen und welche nur für bestimmte disziplinäre Felder gültig sind. Produktiv ist deswegen eine Perspektive, die die Frage nach der Bedeutung der Geschlechterdifferenz kontextualisiert und nach den disziplinenspezifischen Bedingungen fragt, unter denen die Geschlechtszugehörigkeit sozial folgenreich wird. Lassen sich in verschiedenen Disziplinen unterschiedliche Bedingungen identifizieren, die das Universalismusprinzip unterlaufen und (offensichtlich immer wieder vollzogene) partikularistische Beurteilungen wahrscheinlicher machen?

Interaktion als Ungleichheitsmechanismus

Wir gehen von der These aus, dass im Zuge der Durchsetzung des Gleichberechtigungsprinzips formale Geschlechtergrenzen weitgehend abgebaut wurden. An deren Stelle hat sich Interaktion zum Hauptmechanismus entwickelt, über den sich geschlechtliche Ungleichheit und informelle Ausgrenzungsprozesse reproduzieren. Ein wesentlicher Grund dafür liegt in der Unausweichlichkeit geschlechtlicher Kategorisierung. Die Sortierung in Männer und Frauen ist allerdings nur ein Angebot, das zur weiteren sozialen Differenzierung genutzt werden kann, aber nicht genutzt werden muss. Entsprechend stellt sich die Frage, unter welchen Voraussetzungen der festgestellte Unterschied zu einer sozial signifikanten Unterscheidung wird und wann dies nicht der Fall ist.

Um beurteilen zu können, in welchem Ausmass es im Interaktionsverlauf zu geschlechtlichen Personalisierungen kommt, haben wir Bedingungen spezifiziert, die die geschlechtliche Kategorisierung trotz ihrer Unausweichlichkeit latent halten. Solche Bedingungen haben wir am Beispiel der Wissenschaft zu identifizieren versucht, indem wir auf der Basis von vier ethnographischen Fallstudien in den Disziplinen Botanik, Pharmazie, Meteorologie und Architektur drei Dimensionen eruiert haben, bei denen die Tendenz zu einer personalisierenden Beurteilung abgeschwächt ist: *Standardisierung, wechselseitige Abhängigkeit* und *Trennbarkeit von beruflichen und privaten Erwartungszusammenhängen.* Diese drei Bedingungen weisen darauf hin, dass sich eine geschlechterdifferenzierende Interaktionsdynamik nicht immer aufbaut, sondern vor allem dann, wenn der Handlungs- und Interpretationsspielraum wenig strukturiert ist. In solch offenen Situationen bietet sich die Geschlechtszugehörigkeit als eine leicht zugängliche Interpretationskategorie an, über die Geschlechterstereotypen in Interaktionen einfliessen und am Ende zu einer Ungleichbehandlung führen können. Diese Dynamiken werden im Folgenden beispielhaft an den Disziplinen Architektur und Botanik beschrieben.

Architektur als Bühne männlicher Selbstpräsentation

Die Fallstudie der Architektur macht deutlich, welche Auswirkungen Personalisierungsspielräume auf die Aktivierung von Geschlechterstereotypen haben können.[2] Dies wird an zwei Konstellationen, der interaktiven Verhandlung von Qualitätskriterien und der informellen Leistungsbeurteilung in der Personalselektion, besonders augenfällig.

Die Architektur ist eine Disziplin mit ausgesprochen *tiefem Standardisierungsgrad.* Ihr fehlen allgemein verbindliche, kodifizierte Qualitätskriterien. Entsprechend müssen Qualitätsbeurteilungen zum Teil interaktiv ausgehandelt werden. Ein Beispiel dafür ist die an der Hochschule (wie im Beruf) verankerte Institution der Jury. Hier kommen anstelle von standardisierbaren Kriterien und sachrationalen Leistungsmerkmalen persönliche Eigenschaften zum Tragen: Im Rahmen von Jurysitzungen werden Architekturprojekte anhand von Plänen, bildlichen Darstellungen und Modellen einem hochrangigen Fachpublikum vorgestellt und von diesem diskutiert und bewertet. Die Jurysituation hat einen offensichtlichen Inszenierungscharakter, denn die Präsentation ebenso wie die Evaluation der Projekte ist eng verbunden mit mehr oder weniger routinierten Aufführungen von Professionalität. Ausdruck dafür ist die Zurschaustellung formal-ästhetischer Kompetenz. Expertise in Sachen «guter Form» manifestiert sich unter anderem in der äusseren Erscheinung und im Auftreten, aber auch über eine filigrane Gestik und eine spezialisierte Zeigetechnik. Diese Attribute und Gesten haben teilweise einen eindeutig geschlechtlichen Index. Zudem stehen sie männlichen Architekten als ein relativ differenziertes

und eindeutiges Repertoire zur Verfügung, während die Zeichen professioneller Zugehörigkeit für Frauen diffuser und weniger eindeutig zu erkennen sind. Zum Beispiel demonstrieren männliche Juroren ihre Expertise typischerweise, indem sie einen Druckminenbleistift aus der Brusttasche ihres Hemdes zücken und auf den zu bewertenden Plänen und perspektivischen Darstellungen ad hoc Korrekturen anbringen. Dieselbe Geste würde bei Architektinnen nur schon aufgrund ihrer Physiognomie und der geschlechtsspezifischen Kleidungsregeln als unangemessen empfunden. Die geschlechtliche Aufladung des interaktiven Bewertungssettings macht deutlich, dass sich Qualitätszuschreibungen im institutionalisierten Regelfall der Architektur gar nicht unter Absehung des Geschlechts vollziehen können.

Aufgrund der *geringen Spezialisierung* und des *freiwilligen Charakters von Kooperationen* in ihrer Disziplin haben junge Architekten und Architektinnen zudem nicht die Möglichkeit, sich durch besondere Expertise auszuzeichnen, respektive unabkömmlich zu machen. Entsprechend treten bei der Personalselektion andere Auswahlkriterien an die Stelle spezialisierter Kenntnisse. Die für die Architektur typische Kultur einer *Entgrenzung von beruflichen und privaten Erwartungszusammenhängen* eröffnet grosse Spielräume, um andere als rein sachbezogene Qualitäten in Auswahlentscheidungen mit einfliessen zu lassen. So vollzieht sich bereits die Rekrutierung von Mitarbeitenden nur in Ausnahmefällen über Stellenausschreibungen. In der Regel werden offene Arbeitsstellen interaktiv über Mund-zu-Mund-Propaganda vermittelt. Die daran anschliessenden Auswahlgespräche orientieren sich vor allem an personenbezogenen Kriterien. Entscheidend ist die persönliche Einschätzung, die eine Auswahl derjenigen Mitarbeitenden erlaubt, zu denen «ein guter Draht» besteht. Die durchgehend männlichen Vorgesetzten nannten «Humor» und «guten Witz» als wesentliche Selektionskriterien, neben der für alle Bewerbenden als selbstverständlich vorausgesetzten fachlichen Qualifikation. Assistierende erzählen, dass ihre Anstellung aus Sympathiegründen erfolgt sei und es «um die Projekte, um das Können, um Architektur überhaupt nicht ging». Die Gründe dafür, dass ein junger Assistent mit einer vergleichbaren Qualifikation wie seine weiblichen Kolleginnen nach dem Anstellungsgespräch unmittelbar eine Vorgesetztenposition erhielt, sind weder für seine Kolleginnen noch für den Betreffenden selbst nachvollziehbar. Wenn die Spielräume für Personalisierungen so weit sind, wie wir das in

«Soft science»

der Architektur beobachtet haben, werden Auswahlentscheidungen offensichtlich auch durch geschlechtliche Homologien beeinflusst. Die fast durchgehend männlichen Vorgesetzten vergeben aussichtsreiche Positionen eher an junge Architekten als an deren weibliche Kolleginnen.

Botanik, eine weiblich konnotierte «soft science»

In der Botanik bestehen ebenfalls grosse Personalisierungsspielräume, die den Interaktionsverlauf prägen können. Ähnlich wie die Architektur ist sie durch einen *tiefen Standardisierungsgrad* und eine *geringe wechselseitige Abhängigkeit* charakterisiert: Einen Zwang zur Kooperation gibt es nicht. Zudem erschwert es die botanische Arbeit im Feld, Berufliches und Persönliches strikt auseinander zu halten, da unstrukturierte Interaktionssituationen an der Tagesordnung sind. Die Auswirkungen dieser Charakteristika auf die Leistungsbeurteilung und die Rekrutierung von Wissenschaftlerinnen unterscheiden sich jedoch von denen in der Architektur. Die Botanik ist ein Beispiel dafür, dass Spielräume für individuell zugerechnete Verhaltenserwartungen nicht zwingend geschlechtsspezifische Benachteiligungen nach sich ziehen. Diese Interaktionsdynamik wird im Fall der Botanik durch ein relativ ausgewogenes Geschlechterverhältnis aufgefangen. Am untersuchten Institut sind Frauen keine Minorität.[3]

Im Gegensatz zu Disziplinen, in denen Frauen (oder Männer) in einer deutlichen – und sichtbaren – Minderheit sind und deswegen nach Sondergesichtspunkten behandelt werden, ist in der Botanik der Umgang mit Personen des anderen Geschlechts der Normalfall. Während in

männlich dominierten Disziplinen wie der Architektur die Geschlechtszugehörigkeit nicht bloss registriert, sondern über die Aktivierung von Geschlechtsstereotypen auch sozial folgenreich wird, haben geschlechtliche Zuschreibungen in der Botanik keine negativen Konsequenzen. Personalentscheidungen, die mangels sachrationaler Kriterien durch soziale Homologien gefärbt sind, können Frauen ebenso zunutze kommen wie Männern. Allerdings nützt dies den Botanikerinnen wenig. Ihren Karriereoptionen sind nämlich durch das tiefe Prestige ihrer Disziplin enge Grenzen gesetzt. Denn die im Vergleich zu anderen Spezialgebieten der Biologie, wie zum Beispiel der Molekularbiologie, tiefe Standardisierbarkeit der Botanik, wirkt sich auf deren Bewertung aus. Disziplinen, die wenig standardisiert sind, gelten in der Regel als «soft sciences» und haben ein weibliches Image[4] Entsprechend sind sie für Frauen zugänglicher als die «männlich» codierten «hard sciences». Die historisch weiblich konnotierte Botanik[5] mit ihrem auch gegenwärtig hohen Frauenanteil macht diesen Zusammenhang evident. Frauen profitieren in der Botanik deshalb nur scheinbar von den günstigen Bedingungen.

Geschlechtliche Zuschreibungen sind in der Wissenschaft illegitimer als in der Familie, und Personalisierungen, die auf die private «Hinterbühne» Bezug nehmen, sind in formalen Organisationen weniger am Platz als in informell strukturierten Arbeitszusammenhängen. Wie die Beispiele der Architektur und der Botanik zeigen, bedeutet dies indes nicht, dass die organisatorischen Rahmenbedingungen wissenschaftsinterne Interaktionsverläufe vollständig determinieren, dazu sind Interaktionsprozesse zu eigensinnig. Vielmehr können Interaktionsspielräume unter den dargestellten Umständen zur Persistenz informeller Geschlechtergrenzen beitragen.

Anmerkungen

[1] Der Artikel beruht auf zwei Publikationen, die aus einem vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten und unter der Leitung von Prof. Dr. Bettina Heintz durchgeführten Forschungsprojekt hervorgingen: Heintz, Merz, Schumacher 2004 und 2007.

[2] Der Frauenanteil bei den Professorinnen ist in der Architektur ausgesprochen tief (2005: 3%) und liegt deutlich unter dem fächerübergreifenden Proferssorinnenanteil von 12 Prozent. Demgegenüber ist der Frauenanteil im Mittelbau mit 40 Prozent überraschend hoch. Er ist jedoch aufgrund der speziellen Karrierewege im Fach Architektur ist weniger ein Indiz für günstige Karriereoptionen, sondern eher für falsche Karriereinvestitionen junger Architektinnen.

[3] Da im schweizerischen Hochschulsystem die Botanik trotz eigener Institute als ein Spezialgebiet der Biologie gilt, wird keine amtliche Statistik geführt, die über Frauenanteile Auskunft geben würde. Die Zahlen für die gesamte Biologie (in der auch die weitaus weniger weiblich geprägte Molekularbiologie enthalten ist) deuten jedoch mit einiger Plausibilität auf einen hohen Frauenanteil in der Botanik hin.

[4] Eine Ausnahme dieser Regel bildete die Architektur, in der Standardisierbarkeit kein relevantes Qualitätskriterium darstellt.

[5] Bis ins 19. Jahrhundert galt die Botanik als «Amusement for Ladies». Die Schicklichkeit der botanischen Betätigung für Damen war mit der in der neuzeitlichen Vorstellungswelt tief verankerten Korrespondenz von Weiblichkeit und Natur derart gut legitimiert, dass die Botanik zeitweise sogar zur weiblichen Wissenschaft par excellence wurde. Die weibliche Codierung wirkt noch heute nach, wie die Bemerkung eines Physikers gegenüber einem Botanikerkollegen illustriert: «Du betreibst Botanik? Das ist doch etwas für Frauen!»

Literatur

Heintz, Bettina, Martina Merz und Christina Schumacher: Wissenschaft, die Grenzen schafft. Geschlechterkonstellationen im disziplinären Vergleich, Bielefeld 2004.

Heintz, Bettina, Martina Merz und Christina Schumacher: Die Macht des Offensichtlichen. Bedingungen geschlechtlicher Personalisierung in der Wissenschaft, Zeitschrift für Soziologie 36/4 (2007), S. 261-281.

Autorin:

Christina Schumacher leitet am Departement Architektur der ETH Zürich im Jobsharing die Dozentur Soziologie. Ihre Schwerpunkte sind Architektursoziologie, Wissenschaftssoziologie und Genderforschung.
schumacher@arch.ethz.ch